Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 25

Artikel: Das Deutschland des Krieges [Schluss]

Autor: Eberlein, W.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637475

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

genialer Landwirt, sondern er ist ganz ohne Zweifel auch ein ausgezeichneter Strafhausdirektor. Sein Ziel ist nicht bloß ein einträgliches Gut, sondern in allererster Linie eine gut geleitete Strafanstalt. Und zwar eine Strafanstalt, die nicht bloß den Gesetzesparagraphen Genüge leistet dadurch, daß sie die Gefangenen ihre Strafzeit abtun läßt, sondern die den höhern Zweck kennt, die ihr anvertrauten Menschen zu bessern und sie wieder zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu machen.

Herr Kellerhals bekennt sich als Strafpädagoge zu der Anschauung, daß für die Insassen des Korrektionshauses, die ja meistens aus Charakterschwäche und schlechter Erziehung zu Verbrechern werden, das beste Besserungsmittel die Arbeit sei, und zwar die soziale Arbeit, d. h. als Glieder eines großen Ganzen, an deren Wohlergehen sie Interesse haben sollen und bei richtiger Behandlung auch bekommen. Die richtige Behandlung besteht darin, daß jeder an den Arbeitsplatz gestellt wird, an dem er seine besten Kräfte anwenden und frei entfalten kann; daß man jeden den Segen der Arbeit an sich erleben läßt, indem man in ihm das Bewußtsein getaner guter Arbeit pflegt durch Lob und kleinen Lohnanteil. Kein Betrieb eignet sich für diese Behandlungsweise so gut wie der landwirtschaftliche, namentlich wenn er dazu das alte Ideal des in sich geschlossenen Wirtschaftsbetriebes verwirklicht, in dem für alle Lebensbedürfnisse selbst gesorgt wird. Das ist in Witzwil der Fall, soweit dies bei unserer Kultur überhaupt möglich ist. Wie die Anstalt alle ihre Bauten selbst erstellt, so näht sie die Sträflingskleider, verfertigt sie die Schuhe, die Geräte, die Körbe, mahlt sie das Mehl, backt sie das Brot selbst, hält sie eine modern eingerichtete Käserei, eine große Küche, eine Wäscherei 2c. im Betrieb. In all diesen Werkstätten finden die Sträflinge die Beschäftigung, die ihnen am meisten zusagt und die sie auf gute und vernünftige Gedanken bringt. Sie lernen sich wieder in die Gemeinschaft einfügen und einem großen Gedanken unterordnen. Es liest sich nicht ohne Ergriffenheit, wie sehr viele Sträflinge mit aufrichtiger Dankbarkeit an der Anstalt hangen und auch später diese Gefühle durch wiederholte Besuche beim Direktor bekunden.

Den vornehmen und menschenfreundlichen Geist der Anstaltsleitung erkennt man leicht aus gewissen Stellen ihres Jahresberichtes. Hier wird einem treuen verstorbenen Angestellten mit viel Herzensanteil ein Nachruf gewidmet; da wird von den Kolonisten des Nußhofes erzählt — den entlassenen Sträflingen, denen man jederzeit das Haus offen hält, damit sie nicht durch Arbeitslosigkeit auf die früheren Abwege geraten — daß sie viele Enttäuschungen bereiteten, die aber nicht gebucht würden; dann wieder wird eine schöne Weihnachtsfeier geschildert oder wird mit Anerkennung die Hilfe erwähnt, die das „Blaue Kreuz" oder andere gemeinnützige Institutionen oder menschenfreundliche Männer den Gefangenen zukommen ließen.

Emanuel Friedli hat seinem „Ins"-Buche ein langes Strafekapitel eingefügt, das sich mit großem Genuß liest. Er bekennt selbst, wieviel er in Witzwil und bei dessen Direktor gelernt habe. Herr Direktor Kellerhals hat sich gelegentlich in kürzeren Schriften über die Probleme des Strafvollzuges ausgesprochen und sich dabei auch als vorzüglicher Kenner der Theorie ausgewiesen. Der Staat Bern kann sich recht sehr gratulieren, daß seine Hauptstrafanstalt in so tüchtigen Händen ruht. H. B.

Das Deutschland des Krieges.

Von Gustav W. Eberlein.

(Nachdruck verboten.)

Die Verwundeten.

(Schluß)

Wie unter den Offizieren, so gibt es auch unter den Aerzten solche, die im Untergebenen zugleich den Kameraden und solche, die nur den Untergebenen sehen. Während die Soldaten im Felde es aber in der Hand haben, ihrem Offizier die Behandlung im guten oder bösen Sinn entgelten zu lassen, müssen die Soldaten im willenraubenden Bett jede fremde Hand dulden, die ihren Wunden bestimmt wird. Und da an Aerzten in Deutschland so wenig wie anderswo Ueberfluß herrscht, so kann man begreifen, daß mancher Verwundete unter dem Mangel an liebevoller Sorgfalt mehr leidet, als an seinen schmerzhaften Wunden. Andererseits aber ist es völlig verfehlt, mißliche Ausnahmefälle, wie sie bei einem Millionenheer naturgemäß nicht ausbleiben können, zu verallgemeinern. Die deutsche Organisation hat sich auf dem Gebiete der Verwundetenpflege nicht weniger glänzend bewährt, als in der allgemeinen Kriegsfürsorge und gerade die deutschen Aerzte dürfen das Verdienst in Anspruch nehmen, nicht nur für die deutschen Soldaten, sondern auch für die internationale Wissenschaft Erhebliches geleistet zu haben. Als Beispiel führe ich unten nur das berühmte Kieferlazarett in Düsseldorf an. Nicht nur tut der Staat alles, was in seinen Kräften steht, um das Los der Unglücklichen zu erleichtern, es wetteifern auch kommunale Verbände, Vereine, private Kreise, Philantropen und Patrioten an Opferfreudigkeit. Die Verwundeten genießen freie Fahrt auf den Straßenbahnen, man führt sie in Theater und Konzerte, sie äußern selten einen Wunsch, der nicht erfüllt wird. Die Verpflegung ist mustergültig, kann es um so leichter sein, als Nahrungsmittel bis jetzt im Ueberflusse vorhanden sind. Ich habe mich beispielsweise in Buch bei Berlin, wo die in ihren Ausmaßen stadtartige Irrenanstalt unmittelbar vor ihrer Vollendung bei Kriegsausbruch kurzerhand zu einem Lazarett umgewandelt wurde, von der individuellen Verköstigung der Leicht- und Schwerverwundeten durch Kostproben an den Riesenkesseln der gewaltigen Küche überzeugen können. Die Vorratsräume sind mit Fleisch, Gemüsen, Mehl bis an die Decke gefüllt. Unter fünftausend Kranken, die hier beherbergt werden, waren bis jetzt nur 10 Todesfälle zu verzeichnen. Die Zahl der in einem Saal liegenden Verwundeten ist auf ein Minimum beschränkt. Mein liebenswürdiger Führer, Hauptmann Jeckel, ließ mir im Verkehr mit ihnen die denkbar größte Freiheit, ich habe aber trotzdem keinen Unzufriedenen gefunden, obwohl es der großen Zigarettenschachtel gar nicht bedurft hätte, um die Leute gesprächig zu machen. Die Neutralität der zahlreichen Schweizerinnen, die hier als Pflegerinnen tätig sind, hat durch die dankerfüllten Blicke der hilfsbedürftigen Barbaren hoffentlich nicht Schaden genommen.

Ich kann bei der großen Anzahl deutscher Lazarette natürlich nur das eine oder andere als Muster herausgreifen und wähle mit Absicht nicht Berlin, um zu vermeiden, daß die dortigen als glänzende Ausnahmen angesprochen werden. Nehmen wir eines, das sich durch besonders komplizierte Fälle, die an Arzt- und Pflegermaterial große Anforderungen stellen, etwa das Kieferlazarett in Düsseldorf. Es ist in einem großen, sehr lichtreichen Gebäude untergebracht, das die bekannten Mannesmann-Werke dafür zur Verfügung gestellt haben. Leitender Arzt ist Professor Dr. Bruhn, Dr. Lindemann seine rechte

Hand. Hier sieht man Fälle, die als „Wunder der Chirurgie" den Weg durch alle Zeitungen nehmen werden. Wie schon sein Name sagt, werden in dem Lazarett nur ausschließlich Kieferverletzungen behandelt, und wer schon irgendwie die Wirkung einer Granate oder eines Querschlägers am menschlichen Körper gesehen hat, der kann sich einen Begriff machen, was es heißt, wenn ein solches Geschoß das Gesicht eines Soldaten wegfegt. Nicht mit Unrecht wird Professor Bruhn ein Architekt in seinem Fache genannt. Eine weggerissene Kopfhälfte baut er Stück für Stück wieder an, wobei er die Knochenstücke, die zum Ersatz des Kiefers bestimmt sind, aus dem Schienbein nimmt, die Fleischstücke aus dem Oberarm, die Lippenschleimhaut aus dem Schlund. Es wurde mir ein Soldat gezeigt, dem eine Granate das Gesicht von der Kehle bis zur Nasenwurzel einerseits, bis zum Ohr andererseits weggerissen hatte. Die erste bei der Einlieferung aufgenommene Photographie machte sogar auf Professor Bruhn anfänglich einen lähmenden Eindruck. Heute spricht, ißt, atmet der Mann wieder, hat Nase, Lippen und Zähne. Zwei Rippenstücke aus seinem Körper gaben die Kiefer ab. Unser Landsmann, Dr. Wüst, den die schweizerische Bundesregierung zu Studienzwecken in das Kieferlazarett entsandt hat, ist glücklich, unter so genialer Leitung arbeiten zu können. Er trug mir Grüße an die Schweiz auf mit der Hoffnung, es möchten noch andere Schweizer Aerzte diese Triumphe deutscher Chirurgenkunst in Augenschein nehmen können. Auch im Düsseldorfer Krankenhaus war bis in diese Tage ein Schweizer Arzt, Dr. Töpfner, Luzern, beschäftigt, über dessen Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit Generaloberarzt Dr. Bungeroth, der mich durch sein Reich führte, des Lobes voll war. Ob man in dem Leiter des Kieferlazarettes den Techniker oder den Menschenfreund mehr bewundern soll? Professor Bruhn glaubte nämlich, mit der Leitung des riesigen Mannesmann-Lazarettes seiner Arbeitsfähigkeit noch nicht genug zugemutet zu haben, er öffnete sein eigenes Haus den deutschen und feindlichen Verwundeten, insbesondere den letzteren, um gegen jeden Vorwurf gefeit zu sein, er tue in seiner amtlichen Eigenschaft am Feinde mehr Gutes, als eines Menschen Pflicht ist. An einem sonnigen Frühlingsnachmittag zeigte mir Professor Brun zunächst seinen blühenden Garten: „Das ist mein schönster Krankensaal!" Weich in Liegestühle gebettet lagen die Verwundeten im warmen Sonnengold. Ein Wink und es quoll weiß aus Tür und Tor herein, neugierige Verwundete, viele mit Drahtgestellen um den fürchterlich zugerichteten Kopf. Die mit dem gelben abgestempelten Streifen um den Arm sind kriegsgefangene Franzosen. „Bitte, sprechen Sie nur mit ihnen." Und ich plauderte mit ihnen wie mit den Deutschen, die mit den französischen Kameraden ihre Scherze trieben. Ein französischer Oberstleutnant, die Trikolore um den Arm, erzählte bereitwillig von seinen Kriegserlebnissen und die deutschen Offiziere lachten freundlich dazwischen. Krieg und Feindschaft, das lag alles in weiter Ferne. Der deutsche Arzt sieht in allen seinen Patienten nur noch den Menschen. Auch die Gefangenen hatten mit ihren künstlichen Zähnen zweiundzwanzigkarätiges Gold in den Mund bekommen. Wer das bezahle, fragte ich kopfschüttelnd. „Der Fiskus ist dazu freilich nicht in der Lage," antwortete Professor Bruhn lächelnd, „aber wie ich zu meinem Geld komme, will ich Ihnen erzählen." Und er zeigte mir goldene Medaillen, Ringe, Schmucksachen, die ihm von Bewunderern seiner Kunst zum Einschmelzen zugeschickt wurden.

Allenthalben in Deutschland kommen jetzt Invalidenschulen in die Höhe, wo die Verwundeten, die ihren bisherigen Beruf nicht mehr ausführen können, unentgeltlich zu einem anderen angelernt werden.

Der gesundheitliche Wert der Waldluft.

„Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Bäume mich ein.
In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die Landschaft
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubichtes Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue hinein."
Schiller: Der Spaziergang.

Aus dem brennenden, blendenden Sonnenschein, von der glutschwangeren, staubigen Straße hineinzugehen in das Waldesdunkel und in die Waldeskühle: Welch eine Erquickung, was für eine Wohltat ist das! In den Wald dringt nicht die ermattende, nervenerschlaffende Schwüle des Sommers. Daher bildet er in der heißen Jahreszeit den besten und gesundesten Aufenthaltsort für alle empfindlichen, schwächlichen, kränklichen und genesenden Personen. Auch die „Vollblütigen und Vollsaftigen", denen in der Hitze das „Blut beängstigend zu Kopfe steigt", finden hier Erfrischung und Labsal. Direkt heilsam wirkt das düstere Waldesgrün auf schwache oder kranke Augen, wobei auch die feuchte Luft eine günstige Rolle spielt. Fortwährend findet eine Verdunstung großer Wassermengen aus den Blättern der Bäume statt. Nach wissenschaftlicher Berechnung verdunstet eine einzige Eiche aus etwa 700,000 Blättern in ihrer Vegetationszeit ungefähr vom 18. Mai bis zum 25. Oktober 120,000 Kilogramm Wasser, also in 24 Stunden die ungeheure Masse von 750 Kilogramm. Alle Bäume und Sträucher, sowie alle Farne und Moose am Erdboden stellen Reservoire dar für das Wasser, das sie aus dem Boden und im Regen aufsaugen und dann an die Luft abgeben. Diese Feuchtigkeit bildet einen wohltuenden Gegensatz zu der Sommerluft im Freilande, welche beim Atmen die Schleimhäute in Mund Nase unangenehm austrocknet.

Das grüne Dach des Waldesdomes schützt auch vor dem schnellen Eindringen von Luftströmungen. Daher sind die Temperaturunterschiede, die Tagesschwankungen im Wald weit geringer als auf dem Felde, die Witterungsgegensätze nicht so jäh und grell. Der gleiche Vorteil ist auch in der kalten, rauhen Jahreszeit sehr schätzenswert, wird aber leider nicht genügend ausgenützt. Gerade im Herbst und Winter, wenn scharfe Winde, namentlich die gefürchteten Ostwinde herrschen, sollten empfindliche Spaziergänger nur im Walde wandern, wo der Bäume dichter Bestand sie gegen diese Unbilden der Witterung am besten schützt.

Der gesundheitliche Wert der Waldluft wird besonders erhöht durch ihre Reinheit, durch ihr Freisein von Ruß und Rauch, von Dämpfen und schädlichen Gasen, welche die Stadtluft verpesten. Die zahllosen Aeste, Zweige und Blätter der Bäume wirken gegenüber dem aus der Luft herabfliegenden Staube und den Bakterien wie Filter, die nur die gereinigte Luft durchlassen. Im Walde selbst aber kann kein Staub sich bilden, weil der Wind dort nur schwach und der Boden mit einer Laub-, Rasen- oder Moosschicht bedeckt ist. Wie kostbar ist solche keim- und staubfreie Luft für unsere Gesundheit, wie überaus wertvoll namentlich für Hals- und Lungenleidende! Sogar heilkräftig wird sie noch durch den größeren Gehalt an Sauerstoff und Ozon. Die vielen Milliarden von Blättern an den Bäumen des Waldes erzeugen unter dem Einflusse des Lichtes große Mengen von dem für unsere Atmungsluft so nötigen Sauerstoff und verbrauchen dafür die unserem Organismus schäd-